



»Wie Wut entstehen und zu Gewalt führen kann«: Generalstreik in Peru, Juli 2008 (»Insurgency« heißt Aufstand)

Aufklärend und voll kontroverser Debatten – so wird der Kongress der Neuen Gesellschaft für Psychologie (NGfP) in Erinnerung bleiben, der am Wochenende in Berlin stattfand. Hinter dem Titel »Paralyse der Kritik: Eine Gesellschaft ohne Opposition« verbarg sich auch die Frage, ob der Kapitalismus nicht doch alternativlos ist. Die Diagnose der paralysierten Gesellschaft hatten die Veranstalter von Herbert Marcuse für die heutige Zeit übernommen. Nicht alle Referenten und Teilnehmer akzeptierten das. Eine Vielzahl ermutigender Beispiele für Bewegungen und widerständiges Denken wurden dem Befund entgegengestellt. Im folgenden einige subjektive Eindrücke.

Richard, Mitte 40, Psychotherapeut, hatte nicht erwartet, dass so kontrovers diskutiert werden würde, jedenfalls in Panels wie dem mit Stefan Brunnhuber und Friedrich Voßkuhler. »Da traf der coole Thinktank-Vertreter, der für einige Teilnehmer schon wegen seines Managementjargons kaum verständlich war, für andere als Mitglied im Club of Rome und häufiger Gesprächspartner von CEOs großer Konzerne aber durchaus faszinierend, auf den Kommunisten, der die Frage nach einer Alternativlosigkeit des Kapitalismus klar beantwortete: »Eine Alternative zum Kapitalismus ist alternativlos.« Nur leider hätten sich derzeit die Knechte von ihren Herrn (dem Kapital) so abhängig gemacht, dass sie in ihrer Selbstunter-

Erhöhte Pulsfrequenz

Rückblicke auf den Kongress der Neuen Gesellschaft für Psychologie in Berlin.

Von Christa Schaffmann

werfung meinen, auf den Herrn nicht mehr verzichten zu können. Eindrucksvoll war nicht nur nach diesen beiden Vorträgen die Streitkultur während des gesamten Kongresses. Es wurde zugehört, auch mal heftig widersprochen, aber der Diskurs gesucht, für den die Veranstalter bereits durch die Einladung von Referenten mit unterschiedlichen Sichtweisen Voraussetzungen geschaffen hatten.«

Lena, Philosophin auf der Suche nach einer neuen Aufgabe, gestand: »Marcuse sagte mir nicht viel. Und mit der Diagnose, wir lebten in einer Gesellschaft ohne Opposition, konnte ich auch nicht viel anfangen. Hingegangen bin ich wegen des interessanten Programms trotzdem. Ich habe viel gelernt, über die 60er Jahre in der Bundesrepublik, die ich – in der DDR

aufgewachsen – nur aus der Ferne erlebt habe. Bei dem Vortrag von Elke Steven und den Filmen über die Ereignisse rund um den G-20-Gipfel habe ich zum ersten Mal verstanden, wie Wut entstehen und bei einigen auch zu Gewalt führen kann. Ich saß beim Anblick der prügeln und hinter Helmen und Sichtschutz verborgenen Polizisten selbst mit geballten Fäusten und vermutlich erhöhter Pulsfrequenz im Seminarraum. Sie wirkten wie gewalttätige Roboter und nicht wie Menschen. Meine Ablehnung von Gewalt schwand jedenfalls kurzzeitig.«

Jörg, Psychologiestudent, hatte zunächst keinen guten Eindruck: »Als ich ankam, dachte ich: Ich will nicht nur von Leuten aus der Generation meiner Eltern und Großeltern belehrt oder unterhalten werden. Es gab dann aber

doch auch junge Teilnehmer und tolle Vorträge junger Referentinnen. Erhoffte Antworten bekam ich schließlich von einem der ältesten Referenten: Karl Heinz Roth, der die Notwendigkeit der Kooperation von Intellektuellen und Arbeiterklasse bekräftigte.«

Elke, engagierte Rentnerin, fand viele Vorträge »inspirierend, manche tröstend«. Sie nannte etwa Corinna Dengler und Joanna Nagly, die über »Activist Research« und die Degrowth-Bewegung referiert hatten. »Die Energie übertrug sich auf die Teilnehmer. Ganz ähnlich ging es mir, als Raina Zimmering über autonome und alternative Räume am Beispiel von Bewegungen in Lateinamerika und des arabischen Frühlings sprach.« Die Erinnerung an Antigipfel der vergangenen Jahre, an Weltsozialforen, Occupy, Demos gegen TTIP und CETA, Umweltbewegungen und viele andere Kritiker der imperialen Lebensweise habe gutgetan. »Das gemeinsame Betroffensein« sei »Grundlage des Antikapitalismus«. Nun müssten sich lokale Widerstandsbewegungen global vernetzen, die Leute müssten raus aus den Nischen. »Jetzt würde der Biermann-Liedtitel »Warte nicht auf bessere Zeiten« passen!«

An Themenvorschlägen für den nächsten NGfP-Kongress Anfang März 2019 herrschte kein Mangel. Die Gesellschaft wird Interessierte auf dem laufenden halten.

■ www.ngfp.de

Die Bücher waren in der DDR legendär: das sechsbändige Romankonvolut »Die Söhne der Großen Bärin« der Schriftstellerin und Altertumswissenschaftlerin Liselotte Welskopf-Henrich. Ganze Generationen wuchsen mit den Abenteuern des Dakotajungen Harka auf, erlebten, wie dessen Vater Mattotaupa von dem weißen Goldsucher Red Fox betrogen und schließlich ermordet wurde. Und wie der zum Häuptling Tokei-ihito gewordene Junge an den letzten Kämpfen der Prärieindianer gegen die weißen Ländräuber teilnahm, sich am Mörder seines Vaters rächte und die Stammesabteilung schließlich über die Grenze ins rettende Nachbarland Kanada führte. Das spannend geschriebene und mehrfach überarbeitete Werk zählt zu den ganz großen Erfolgen der DDR-Literatur, wurde in dreieinhalb Millionen Exemplaren verkauft und in mehrere Sprachen übersetzt. Die UNESCO empfahl es im Jahr 1963 als eines der weltweit besten Kinderbücher.

Die Autorin hatte allerdings keinen

Wiederkehr einer DDR-Legende

Eine liebevoll gemachte Neuauflage von Liselotte Welskopf-Henrichs Romanzyklus »Die Söhne der Großen Bärin«

simplen Abenteuerroman zu Papier gebracht, sondern im Vorfeld gründlich recherchiert und in ihr Werk zahlreiche Informationen zur Kultur der nordamerikanischen Ureinwohner des ausgehenden 19. Jahrhunderts eingearbeitet. Und sie stellte sich – wie in anderen Werken auch – eindeutig auf die Seite von indigenen Völkern, die sich gegen Raub, Mord und kapitalistische Landnahme zur Wehr setzten und das noch immer tun. Im während der 1960er und 1970er Jahre handelnden Folgewerk »Das Blut des Adlers« ließ die Autorin ihren uralten Helden Harka

noch einmal auftreten und die ersten Anfänge der indianischen Widerstandsbewegung unserer Gegenwart erleben.

Wie der größte Teil der DDR-Literatur verschwanden auch die Bücher der 1979 verstorbenen Autorin nach 1990 zunächst in der Versenkung. Es ist ein bleibendes Verdienst des in Chemnitz ansässigen Palisander-Verlages, sie aus dieser wieder hervorgeholt zu haben. Die Neuauflage der »Söhne der Großen Bärin« besticht durch sorgfältige Verarbeitung. Der Schauspieler Gojko Mitic, Hauptdarsteller der Verfilmung aus dem Jahre 1965, darf im Vorwort

einige Anekdoten über seine Zeit als hauptberuflicher DEFA-Indianerhäuptling zum besten geben. Beigefügt sind auch ein kurzes Schlusswort und eine Abhandlung der Autorin zum historischen Hintergrund ihres Werkes. Beide Texte stammen aus einer frühen, auch antiquarisch kaum noch erhältlichen Fassung aus dem Jahre 1951 – aus allen Folgeausgaben hatte man sie entfernt, vermutlich aus Platzgründen. Ein hochinformatives Nachwort zur Entstehung des Romanwerkes und zur Biographie der Autorin stammt von Erik Lorenz, Autor des unlängst erschienenen Sachbuches »Liselotte Welskopf-Henrich und die Indianer«.

Alles in allem eine liebevoll gestaltete und sehr gelungene Neuauflage. Mögen sich andere Verlage an dieser Art des Umganges mit dem DDR-Literaturerbe ein Beispiel nehmen. **Gerd Bedszent**

■ Liselotte Welskopf-Henrich: Die Söhne der Großen Bären. Band 1–6. Überarbeitete und ergänzte Neuauflage, Palisander-Verlag, Chemnitz 2017, zusammen 1.960 Seiten, 113,40 Euro

Journalismus light gemacht

Von Wiglaf Droste

Es ist so leicht, so light geworden, Journalismus zu spielen; es ist ein Bausatzkasten für frühverwahrloste Vierjährige. Man nimmt ein paar beliebige Namen, die jeder voraussetzungslos mitbrabbeln kann – Trump, Kim, Merkel, Nahles, Seehofer, egal –, würgt ein, zwei Vokabeln wie »Globalisierung« und »Gipfeltreffen« aus, fügt sich selbst als schäumende Schmierseife und Gleitcreme hinzu, und fertig ist der Leitartikel oder das »Journal« genannte »Format«, denn Formatierung ist entscheidend für das Konzernkonzert: Alle reden und tun das gleiche, dieses aber in der Nano-Nuance »individuell« und »kritisch«. Sieht albern aus, hört sich albern an, aber wer wagt ein fröhliches Lachen, wenn alle so todernst mitmachen?

Schlechte Nachrichten



Schlechte Nachricht für alle Dieb*innen, Mörder*innen und Kontoinhaber*innen bei Banken und Sparkassen. Sie müssen sich dem Sprachdiktat der Geldinstitute beugen.

Das hat die Gesetzgeber*in (Bundesgerichtshof) in zweiter Instanz gegen die 80jährige Marlies Krämer (Foto) entschieden. Die Formularsprache der Banken und Sparkassen darf männlich bleiben. Krämer muss sich weiterhin von ihrer Sparkasse als »Kunde« und »Kontoinhaber« (statt geschlechtsgerecht Kund*in) beschimpfen lassen.

Damit will sich die streitbare Saarländerin nicht zufriedengeben und beim Verfassungsgericht widersprechen. Wenn nötig bis zum Gottesurteil.

In den 90ern ist es Marlies Krämer gelungen, sich erfolgreich gegen das geschlechterungerechte Wetter durchzusetzen. Dass wir atlantische Sturmtiefs Walter, Holger, Kevin oder Karl-Heinz nennen dürfen, ist ihr Verdienst.

Im nächsten Schritt will Marlies Krämer Werke von Schiller, Goethe und den Geschwistern Grimm geschlechtergerecht nachlekturieren lassen. Darin wird sie von der Leiterin der Duden-Redaktion Kathrin Kunkel-Razum unterstützt. Später sind die Allgemeine Erklärung der Menschenrechte, der Koran und die Bibel samt Thora dran.

Dusan Deak